

Ein Silberwaren- und Bijouteriemuseum für Schwäbisch Gmünd?

Martin Roth
Klaus Vogel

Industriearchäologie als methodisches Konzept wurde bereits in den 50er Jahren entwickelt. Es besteht also schon eine gewisse Tradition der Forschungs- und Ausstellungsprojekte, deren Inhalte von der Suche nach der Kultur des Industriezeitalters bestimmt wurden. Vielerorts konnten in der Zwischenzeit verschüttete und vergessene Bruchstücke dieser Kultur ausgegraben und für die Nachwelt erhalten werden. Das Konzept Industriearchäologie ist zwar nicht neu, muß aber immer dann verwendet werden, wenn ganz besonders gut erhaltene Funde gemacht werden. So geht es auch im folgenden um Industriekultur und Maschinenwelt. Fundort ist Schwäbisch Gmünd, Württembergs ehemaliges Zentrum der Edelmetallindustrie.

«Gold- und Silberstadt» – Gmünder Selbsteinschätzung beruht auf der Vergangenheit

Silver City wurde Schwäbisch Gmünd von den am 20. April 1945 einrückenden amerikanischen Soldaten genannt. Mit dieser Bezeichnung ist die Wirtschaftsstruktur des Industriestandorts Schwäbisch Gmünd zwar auf einen kurzen Nenner gebracht, die tatsächlichen Verhältnisse wurden damit jedoch nicht beschrieben. Die für Gmünd so bezeichnende einseitige Wirtschaftsstruktur, in der in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts noch drei Viertel der Arbeiter und Arbeiterinnen in der Edelmetallbearbeitung beschäftigt waren, hatte bereits in der Weltwirtschaftskrise ein Ende gefunden. Die Betriebe, die diese Krisenjahre überdauerten, verlegten sich mehr und mehr auf die Unedelmetallproduktion: Waren dies mit dem Ausbau der nationalsozialistischen Herrschaft eine Unzahl von Abzeichen für die Parteiorganisationen, so waren es in den Kriegsjahren Produkte für die Rüstung – wie schon im Ersten Weltkrieg.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg blieb die Metallverarbeitung der Haupterwerbszweig Schwäbisch Gmünds: 1959 waren knapp 30 Prozent der Beschäftigten in der Edelmetall- und Uhren-Branche tätig; bis 1983 sank der Anteil dieser Betriebe auf 22 Prozent. Als *Silver City* versteht sich Gmünd jedoch nach wie vor: Jeder Stadtprospekt weist auf das traditionsreiche Gold- und Silbergewerbe hin, die «Gmünder Goldschmiedewitze» erfreuen sich großer Beliebtheit, und wer mit der Eisenbahn ankommt, wird schon am Bahnsteig mit einem großen Schild *Schwäbisch Gmünd. Gold- und Silberstadt* empfangen.

Eine Stadt, deren Selbsteinschätzung letztlich auf der Vergangenheit beruht, muß sich die Frage stellen lassen, wie sie mit der eigenen Geschichte umgeht, denn die werbewirksame Herausstellung einer Tradition allein kann nicht genügen. Der Umgang mit den erhaltenen Zeugen der eigenen Vergangenheit muß ein Prüfstein für das Geschichtsbeußtsein aller Verantwortlichen sein. Ein solcher Prüfstein ist die Bijouteriewarenfabrik Ott & Comp., heute Silberwarenfabrik Pauser.

Die industrielle Produktion setzt in Schwäbisch Gmünd verspätet ein

Die «Bijouteriewaarenindustrie» wurde, obwohl sie im 19. Jahrhundert einen bedeutenden wirtschaftlichen Stellenwert einnahm, im Vergleich zu anderen Branchen recht spät fabrikmäßig ausgestattet, d. h. mit Maschinen versehen. Die wenigen schon um 1840 entstandenen Fabriken in Schwäbisch Gmünd sind besonders auffällig, weil sie den sozialen Kontrast zu den vielen Kleinhandwerkern, zu den Gold- und Silberschmieden markieren. Charakteristisch ist, daß die ersten Fabriken mit Kaufmannskapital gebaut wurden, denn die Gold- und Silberschmiede waren nicht nur durch die Zunft in ihren Unternehmungen gebunden, auch die Kapitalerfordernisse waren bei diesen häufig vermögenden und arbeitslosen Handwerkern nicht vorhanden. Die Industrialisierung setzt in Schwäbisch Gmünd zwar spät ein, die ökonomischen Voraussetzungen und sozialen Folgen waren jedoch dieselben wie in anderen Branchen und Regionen Württembergs. So heißt es in einem Gutachten «betreffend die Bitten der Gebrüder Deyhle und Böhm zu Gmünd zur Erteilung einer Concession zur Eröffnung einer Bijouterie-Fabrik»: *Die von denselben bei ihrem Geschäftsbetrieb beabsichtigte Verwendung von Maschinen und Arbeitsteilung ist es, welche denselben von dem gewöhnlichen Handwerksmäßigen Betriebe vorteilhaft unterscheidet und bei dem allein das Gold- und Silberarbeiter-Gewerbe nur eine Zukunft haben kann.* Zwei Hauptkriterien der fabrikmäßigen Produktion werden hier genannt: Maschineneinsatz und Arbeitsteilung. 1852, als das Gutachten erstellt wurde, befand sich Gmünd in der Umbruchphase zur industriellen Produktion. Eine lange Phase der Stagnation und des Niedergangs der zünftisch-handwerklichen Produktion war vorausgegangen. Die vorindustrielle Massenproduktion im Verlagssystem konnte gegen



Blick in den Werkraum im ersten Obergeschoß. Im Vordergrund die Arbeitsplätze für den Silberschmied und den Stahlgraveur. Im Hintergrund das Comptoir und der Schalter für den Kabinettmeister.

die im Ausland gegründeten Manufakturen nicht mehr konkurrieren. Wegen ihres geringen Feingehalts hatten sich die *Gmünder Waaren* einen schlechten Ruf erworben. Der Vorteil der Preiswürdigkeit war durch die rationellere arbeitsteilige Produktion der Manufakturen in anderen Orten nicht mehr gegeben.

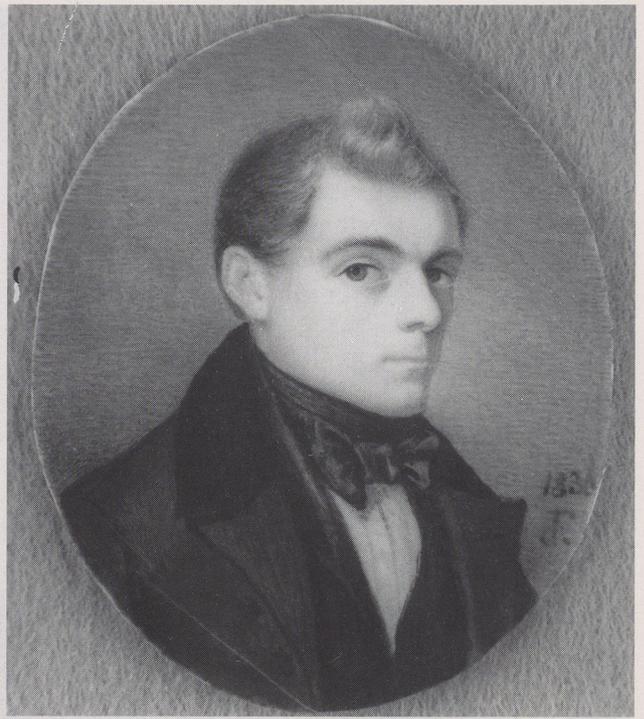
Kein Gmünder Handwerker, sondern ein Esslinger Kaufmannssohn war es, der bereits 1832 die ersten Maschinen aufstellte. Dr. phil. Gustav Friedrich Haag setzte in seiner 1832 gegründeten Fabrik zwei Schraubenpressen, zwei Fallhämmer, eine Durchstoßpresse, eine Kannelier- und eine Raneliermaschine, eine große und einige kleine Blechwalzen, drei Drehbänke, zwei Ovaldrückbänke und einen Drahtzug ein. Die Kapitalerfordernisse zur Anschaffung eines solchen Maschinenparks hätten die Mittel der Gmünder Handwerker bei weitem überschritten, für die Kaufleute bot sich jedoch die Möglichkeit, die im Handel erworbenen Kapitalien in der Produktion gewinnbringender einzusetzen.

1845 errichtet Nik. Ott & Comp. das Fabrikgebäude im Milchgäßle 10

Nikolaus Ott – oft als *Vater der Gmünder Bijouterie-warenindustrie* bezeichnet – gründete 1820 eine Werkstätte zur Herstellung sechs- und achtkarätiger Goldwaren. Zehn bis fünfzehn Arbeiter waren beschäftigt. 1843 und somit zu Beginn der Hauptphase der Gmünder Industrialisierung erweiterte Nikolaus Ott seinen Kleinbetrieb: Der Kaufmann Napoleon Spranger trat mit Kapital in die Firma ein; Baptist Ott, ein Neffe des Firmengründers, ausgebildet in Paris und London, brachte sein technisches Wissen ein. 1845 wurde von Nik. Ott & Comp. ein in vielfacher Hinsicht bedeutsames Fabrikgebäude im Milchgäßle 10 errichtet.

Die oft angeführte Formel «vom Handwerksbetrieb zur Fabrik» findet hier nur sehr eingeschränkt ihre Bestätigung. Die Firma Ott zeigt deutlich die notwendige Verbindung von technischem Wissen und Kapital. Der gleichsam aus sich selbst herauswachsende Handwerksbetrieb, der schließlich Fabrik ist, bleibt die Ausnahme; typisch ist die gezielte Unternehmensgründung, die Schöpfung von Mehrwert als neue und lohnende Kapitalanlage.

Das Fabrikgebäude wurde auf der Brandstatt erstellt, einem großen unbebauten Grundstück innerhalb der Stadtmauer. Das Gelände war seit einem großen Stadtbrand im Jahre 1793 brach gelegen. Die Wirtschaftskraft der Stadt Schwäbisch Gmünd hatte nicht ausgereicht, die Möglichkeiten des günstig gelegenen Areals zu nutzen. Für Ott & Comp. hatte

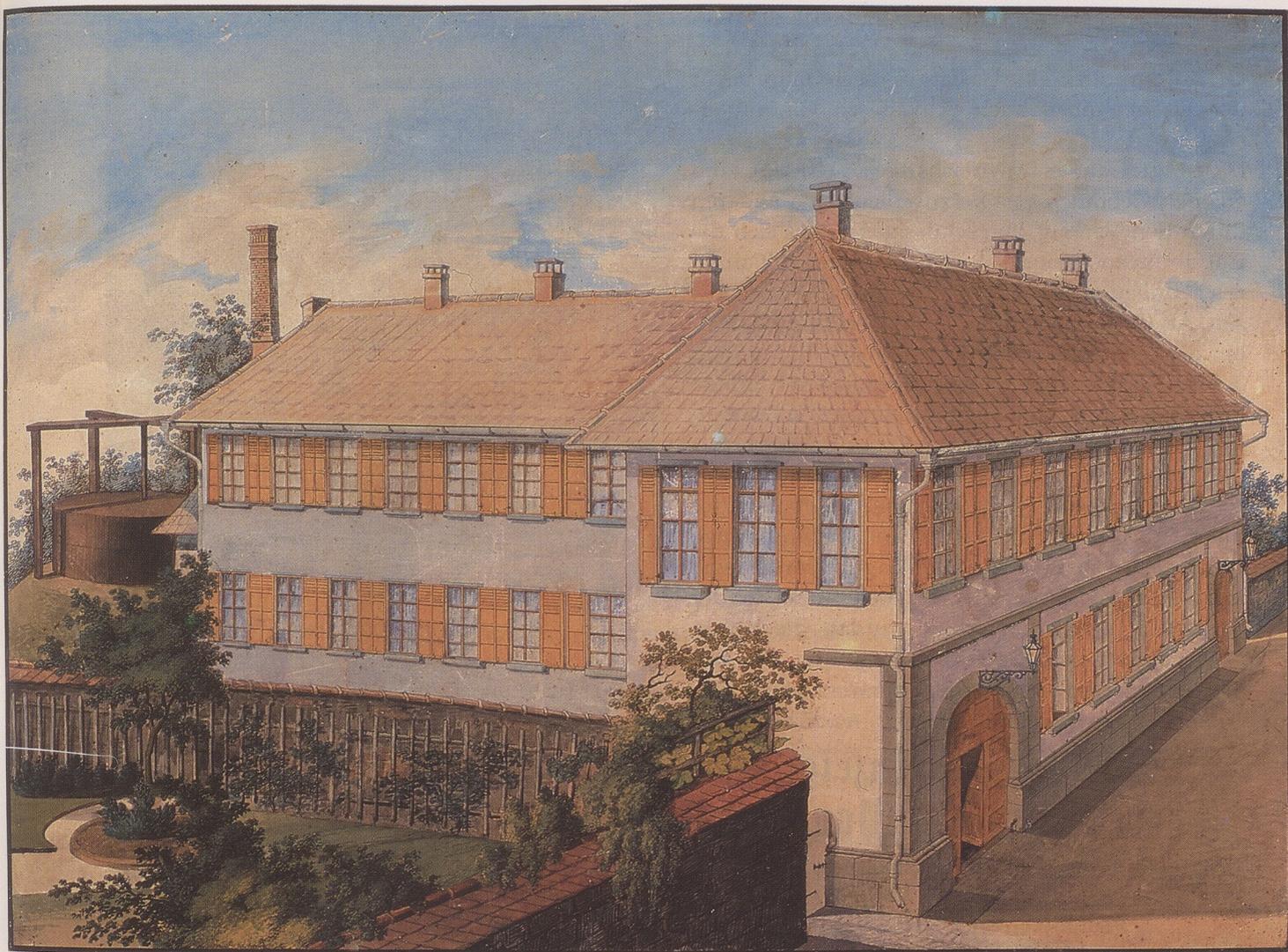


Johann Baptist Ott (1816 – 1876). Miniatur, Deckfarbe auf Elfenbein, 1836.

dieses Grundstück bedeutende Vorteile: dem expandierenden Betrieb stand genügend Raum zur Verfügung, andere Bijouteriebetriebe waren in nächster Umgebung, und das städtische Zentrum, der Marktplatz, war in unmittelbarer Nähe.

Die Entstehung eines Industrieviertels vor der Stadtmauer erfolgte in Schwäbisch Gmünd sehr verspätet: die Größe der Fabriken, die Maschinengröße, die Produkte sowie die Energieversorgung ermöglichten bis in die 1880er Jahre eine Produktion im inneren Stadtbereich. Meistens wurden Wohngebäude den Erfordernissen der Produktion entsprechend umgebaut. Diese Umnutzung entsprach einer ersten Phase der Gmünder Fabrikarchitektur. Die Firma Ott zeigte zwar äußerlich noch die Formensprache eines Gmünder Bürgerhauses, die Architektur der Innenräume trug jedoch konsequent den Erfordernissen einer rationellen Produktionsweise Rechnung. Eine für den heutigen Betrachter erkennbare Übereinstimmung von Funktion und Fassade konnte sich – nicht nur in Gmünd – erst Jahrzehnte später entwickeln. Erst die fortschreitende Industrialisierung entwarf in der Fabrik-Architektur ihre eigene Formensprache. Das Ott'sche Fabrikgebäude – somit ein Zeuge für frühe Formen württembergischer Industrie-Architektur – war in der Konzeption seines Werk- und Maschinensaals älteren Betrieben überlegen, die Produktion behindernde Säulen, Stützen und Mauern fehlten.

Das T-förmige zweigeschossige Gebäude umschloß im Straßenhaus Comptoir und Produktionsräume,



Aquarell der Bijouteriewarenfabrik Ott & Comp., um 1860. Bis heute ist das Fabrikgebäude weitgehend unverändert. Ganz links ist die 1855 erbaute Gasfabrik zu sehen.

im rechten Winkel erstreckte sich ein ebenfalls zweigeschossiger Saalbau in den Garten. Die obere Räumlichkeit wurde zur handwerklichen Produktion für 40–50 Arbeiter genutzt, der untere Raum, zu dem eine gußeiserne Wendeltreppe führt, diente als Maschinensaal.

1855 baut Ott & Comp. die erste Gasfabrik in Gmünd

Die Gasfabrik – 1855 errichtet – zeichnete Ott & Comp. zusätzlich als innovatorische Unternehmerpersönlichkeiten aus. Ihre Bemühungen bezüglich des Ausbaus der Energiegewinnung und -versorgung in Schwäbisch Gmünd waren bemerkenswert: Da eine rentable Produktion eine geeignete Energieversorgung voraussetzte, ersuchte Ott & Comp. 1855 beim Oberamt um Genehmigung zum Bau einer Gasfabrik. Obwohl Schwäbisch

Gmünd im ohnehin spät industrialisierten Württemberg als Nachzügler galt, gelang es Ott & Comp. mit der Einrichtung dieser Gasfabrik, den Zugang zum allgemeinen Standard des technischen Fortschritts zu erlangen. Die Verwendung von Gas hat im Bijouteriegewerbe eine besondere Bedeutung: zum Löten und Schmelzen war es im Produktionsprozeß unabdingbar.

Der Mangel an Gaslicht bedeutete nicht zuletzt die erlebbare Rückständigkeit. Immerhin war in den Großstädten bereits in den 1820er Jahren dieses Beleuchtungssystem eingeführt worden. Daß diese Entwicklung allerdings mit regional unterschiedlichen Verzögerungen einsetzte, war letztendlich durch die Rohstoffversorgung bestimmt: Steinkohle, die zur Gasherstellung notwendig ist, mußte von den Abbaugebieten auf mühsame und kostspielige Weise mit Schiffen und Fuhrwerken zu den Verbrauchsorten transportiert werden. Der Ausbau des

Streckennetzes der Eisenbahn veränderte das Versorgungsproblem grundlegend. Trotzdem bauten Ott & Comp. 1855 eine Gasfabrik – sechs Jahre bevor der Eisenbahnbau auch Schwäbisch Gmünd erreichte.

Da es zum einen unwirtschaftlich war, nur zum eigenen Gebrauch Gas herzustellen, zum anderen durch den Verkauf überschüssigen Gases sich die Gasfabrik amortisierte, wurden Verträge mit anderen Fabriken in der näheren Umgebung abgeschlossen. Als Grundlage für die Kostenberechnung dienten die Gaswerke in Stuttgart und Heilbronn. Am 3. März 1857 wurden die Verträge mit den Fabriken Erhard & Söhne, Deyhle und Böhm sowie Dominikus Forster unterzeichnet.

Der Nutzen der neuen Energie für jedermann war zwar nur ein Folgeeffekt des Einsatzes in der Produktion. Das Gas als konstante und leistungsfähige Lichtquelle war jedoch in der Lage, dem Alltagsleben eine neue Dimension zu geben. Vom Gros der Gmünder Handwerkerschaft wurden die neuen Möglichkeiten nur zögerlich aufgegriffen, das mobile Gewerbe tat sich leichter:

Vorläufige Anzeige! Uebele's großes Panorama

wird nach Beendigung der Ulmer Messe in Gmünd einige Zeit aufgestellt, und zwar bei
brillanter Gas-Beleuchtung
(hundert Flammen), zu welchem Zweck mir die Herren Ott und Comp. das benötigte Gas abzutreten die Gefälligkeit haben werden.

Näheres in spätern Blättern.

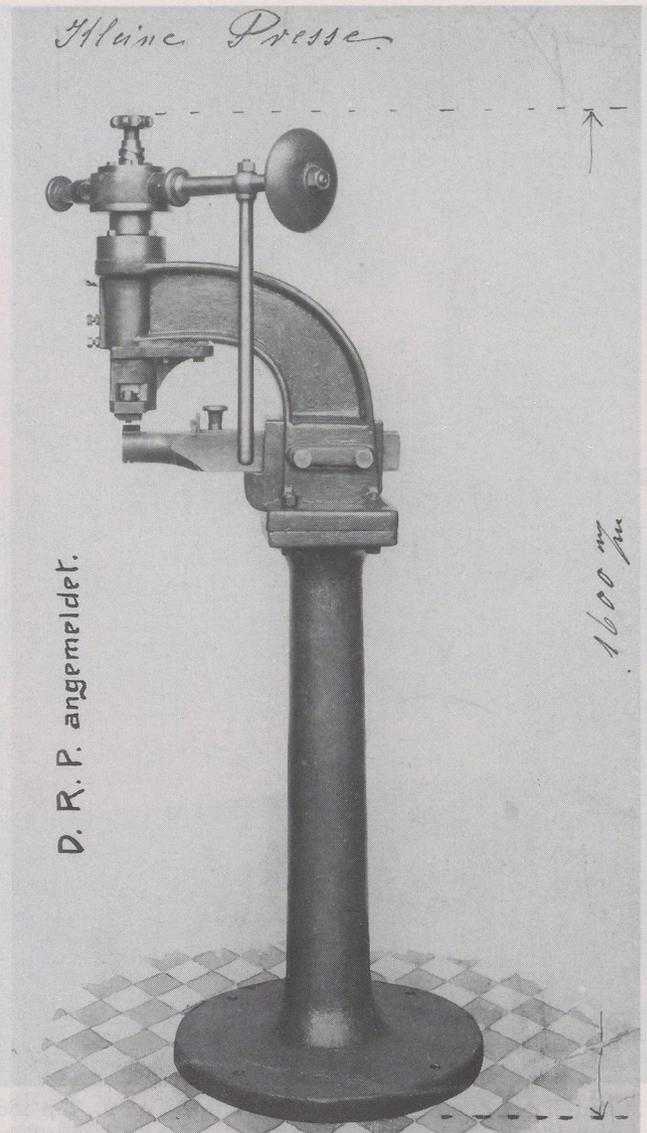
Ulmer, den 2. Dezember 1860.

J. Uebele.

Auch die Speisewirtschaft Köhler und die Ritterwirtschaft wurden an die Gasversorgung angeschlossen. Als öffentliche Einrichtung wurde das Rathaus mit zwanzig Flammen versorgt und sieben Straßenlaternen aufgestellt. Als 1861 auch Schwäbisch Gmünd an das Eisenbahnnetz angeschlossen war, ließ die Stadt von dem Augsburger Großunternehmer L. A. Riedinger ein eigenes Gaswerk errichten. Ott & Comp. stellten daraufhin ein Jahr später den Betrieb ihrer Gasfabrik ein.

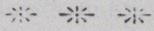
1860 ist Ott & Comp. der höchstbesteuerter Betrieb im Oberamt Gmünd

Die Firmengeschichte von Ott & Comp. zeigt exemplarisch wichtige Stationen in der Entwicklung der industriellen Produktion im Gmünder Edelmetall-

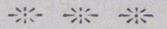


Presse der Maschinenfabrik Neher, Schwäbisch Gmünd. Die Mitte des 19. Jahrhunderts gegründete Firma hatte sich auf die Herstellung von Maschinen für das Edelmetallgewerbe spezialisiert.

gewerbe. Bereits 1849, in einem Fragebogen der Frankfurter Nationalversammlung zur wirtschaftlichen Situation, wurde hervorgehoben: *In Bijouterien von Gold hat sich die Fabrik von N. Ott & C. bedeutend ausgedehnt, während viele der Goldarbeiter, welche nur mit einzelnen Leuten arbeiten, ohne Bestellung bleiben u. aufhören mußten selbstständig zu arbeiten.* Deutlich wird hier der Vorteil der arbeitsteiligen Produktion gegenüber der herkömmlichen handwerklichen Fertigung. Wurden in der Anfangszeit der Industrialisierung die Maschinen noch mit Muskelkraft bedient – auch Pferdegöpel kamen in Schwäbisch Gmünd zum Einsatz –, so wurden mit der Aufstellung größerer und leistungsfähigerer Maschinen stärkere Antriebskräfte notwendig. 1857 kauften Ott & Comp. bei Kuhn in Berg bei Stuttgart eine Dampfmaschine, stehender Konstruktion, zum Be-



SILBERWAREN - FABRIK

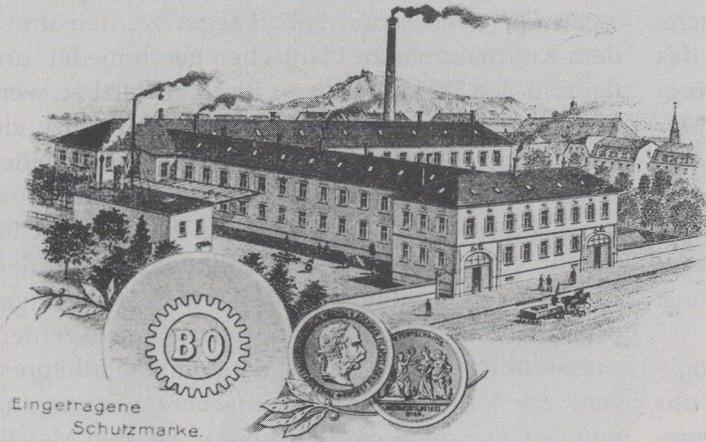


B. OTT & C^{ie.}

Telegramm-Adresse: Fernsprecher No. 22
 Otto Gmündschwaebisch. Postscheck - Conto:
 A. B. C. CODE 4th A I CODE. No. 2335 Stuttgart.

==== BANKCONTO: ====
 Filiale der Württemb. Vereinsbank Schw. Gmünd.

SCHWÄB. GMÜND
 WÜRTEMBERG.



GEGRÜNDET 1854.

MUSTERLAGER IN PFORZHEIM.

Firmenvignette, vermutlich um 1900. Die Darstellung entspricht dem Zustand der Fabrik um 1860.

trieb der Walzwerke. Dies war die vierte und bis zu diesem Zeitpunkt stärkste Dampfmaschine der Gmünder Edelmetallwarenbranche.

Ebenfalls 1857 wurde an der Westseite des bestehenden Fabrikgebäudes ein zweigeschossiger Anbau erstellt. Darin befanden sich weitere Comptoirs, ein großer Arbeitssaal, Laboratorien, eine große Schlosser-Esse, ein Emaillier-Lokal, eine Löth-Esse und ein Magazinraum. Somit waren Ende der 1850er Jahre auf dem Ott'schen Areal außer Hof, Garten und dem geräumigen Fabrikgebäude eine Dampfmaschine, eine Gasfabrik und ein Gasometer.

Noch 1860 scheinen die Geschäfte bestens gegangen zu sein, denn Ott & Comp. werden in einer *Zusammenstellung der 150 höchstbesteuerten Gewerbetreibenden des ganzen Oberamts-Bezirk* an erster Stelle genannt; sie bezahlten 299 Gulden 38 Kreuzer.

Als 1862 das neue städtische Gaswerk den Betrieb aufnahm, hatte der Verlust der Gaskonsumenten wohl eine Schwächung der finanziellen Situation zur Folge. Dies führte schließlich dazu, daß Mitte der 1860er Jahre das neue Fabrikgebäude an der Westseite verkauft werden mußte. Die Fabrikanten Köhler und Sohn errichteten darin ein Gekrätz-Geschäft, eine Scheideanstalt, aus der später das Bankhaus Köhler hervorging.

Trotz dieses unternehmerischen Rückschlags suchte Nikolaus Ott weiterhin auf dem neuesten Stand der fortschreitenden technischen Entwicklung zu bleiben: 1900 wurde ein Hammerwerk der Maschinenfabrik Konstanz eingebaut, 1906 eine

Sauggasgeneratorenanlage (Gasmotor), mit der die Transmissionen angetrieben wurden. Gasmotor und Gaserzeuger wurden im ehemaligen Pferdestall untergebracht, ebenso ein Gesenklager.

1925 an die Josef Pauser KG verkauft,
1984 Betrieb stillgelegt

Die Josef Pauser KG erwarb 1925 die Bijouteriewarenfabrik Ott & Comp. Alexander Ott, der die Fabrik von Baptist Ott übernommen hatte, blieb bis 1929 als Gesellschafter in der J. Pauser KG. Die Übernahme der Fabrik fiel in eine wirtschaftliche Krisenzeit, unter der die Branche mit der Herstellung von Luxuswaren besonders zu leiden hatte. So waren die Arbeitslosenzahlen in Schwäbisch Gmünd besonders hoch. Auch Josef Pauser sah sich zu Einschränkungen gezwungen: Die Büroräume im Obergeschoß des Straßenhauses wurden zu Wohnräumen für die Familie des Fabrikanten umgebaut.

Die produktive Kapazität konnte nach der Geschäftsübernahme nie mehr voll ausgenutzt werden. Die «fetten Jahre» der Silberwarenindustrie waren vorbei. Die Firma blieb zwar von einer Schließung verschont, an die Erfolge der Vorgänger konnte jedoch nicht mehr angeknüpft werden. Während des Zweiten Weltkriegs arbeitete die Josef Pauser KG im Gegensatz zu anderen Gmünder Betrieben nicht für die Rüstungsindustrie: Emil Pauser, der die Fabrik von seinem Vater übernommen hatte, weigerte sich, Kriegsgüter herzustellen.

In den 50er Jahren ergab sich durch die Aufträge der

amerikanischen Besatzung eine kurze Phase wirtschaftlicher Erholung. In den folgenden Jahren bis zum Tode des Besitzers Emil Pauser Ende 1984 wurde die Produktion allmählich eingestellt. Die wirtschaftliche Stagnation der Silberwarenbranche zusammen mit der konservierenden Haltung des Fabrikbesitzers bewirkten, daß nur äußerst geringfügige Veränderungen an der Fabrikanlage, am Maschinenstand und der Inneneinrichtung vorgenommen wurden.

Ein Glücksfall: Fabrikationsräume und «Comptoir» dokumentieren 140 Jahre Edelmetallindustrie

Ein Fossil – um damit auf die Industriearchäologie zurückzukommen – bietet sich hier in nahezu unversehrtem Zustand: die erste größere Bijouteriefabrik, ein Repräsentant und ein kulturhistorisches Denkmal der Edelmetallbranche, die die Wirtschaftsstruktur Gmünds maßgebend prägte, überdauerte die Zeitspanne von 140 Jahren mit nur unwesentlichen Veränderungen.

Vor allem die Maschinen, teilweise noch aus dem vergangenen Jahrhundert, hergestellt von der längst nicht mehr existierenden Gmünder Maschinenfabrik Neher, die sich auf Maschinen für die Edelmetallindustrie spezialisiert hatte, diese Maschinen sind im Originalzustand belassen und bestens gepflegt und gewartet. Die Leuchten an den Arbeitsplätzen, das Ölkännchen auf der Maschine, das Werkzeug, jedes Detail für sich beeindruckt durch die Aura des Originals. Das Emailleschild *Comptoir*, die Sprossenverglasung mit Schiebefenster für den Kabinettmeister, der Schalter im Wartezimmer für Kunden, die sechssitzigen Werkbretter, die Hocker, die kleinen Maschinen, die Halbwaren, der gußeiserne Ofen, die Schleifmaschinen, die galvanischen Bäder und die Transmissionen – all das sind unvertauschbare Ausstattungsmerkmale. Die Unordnung und die Vielfalt ist es, was diese Fabrik nicht museumsmäßig strukturiert erscheinen läßt: Herumliegendes Werkzeug, Einzelteile, halbfertige Produkte und Zettel mit Anweisungen an den Wänden bürgen für Authentizität. Auch Abfälle, Späne, Schleifmittel und Staub gehören dazu.

Heute befinden sich in der Fabrik außer der vollständig eingerichteten Wohnung des Fabrikbesitzers zwei Musterzimmer; im Erdgeschoß der Maschinsaal, ein Fallhammerraum, ein Gesenklager und ein Raum mit Krafthammer und Schmelzofen, im Obergeschoß ein Raum mit Glühofen, Galvanik, Schleifraum, Polierraum, Werkhalle, Waschraum, Garderobe, Besucherzimmer und Comptoir.

Sämtliche Räume sind vollständig eingerichtet,

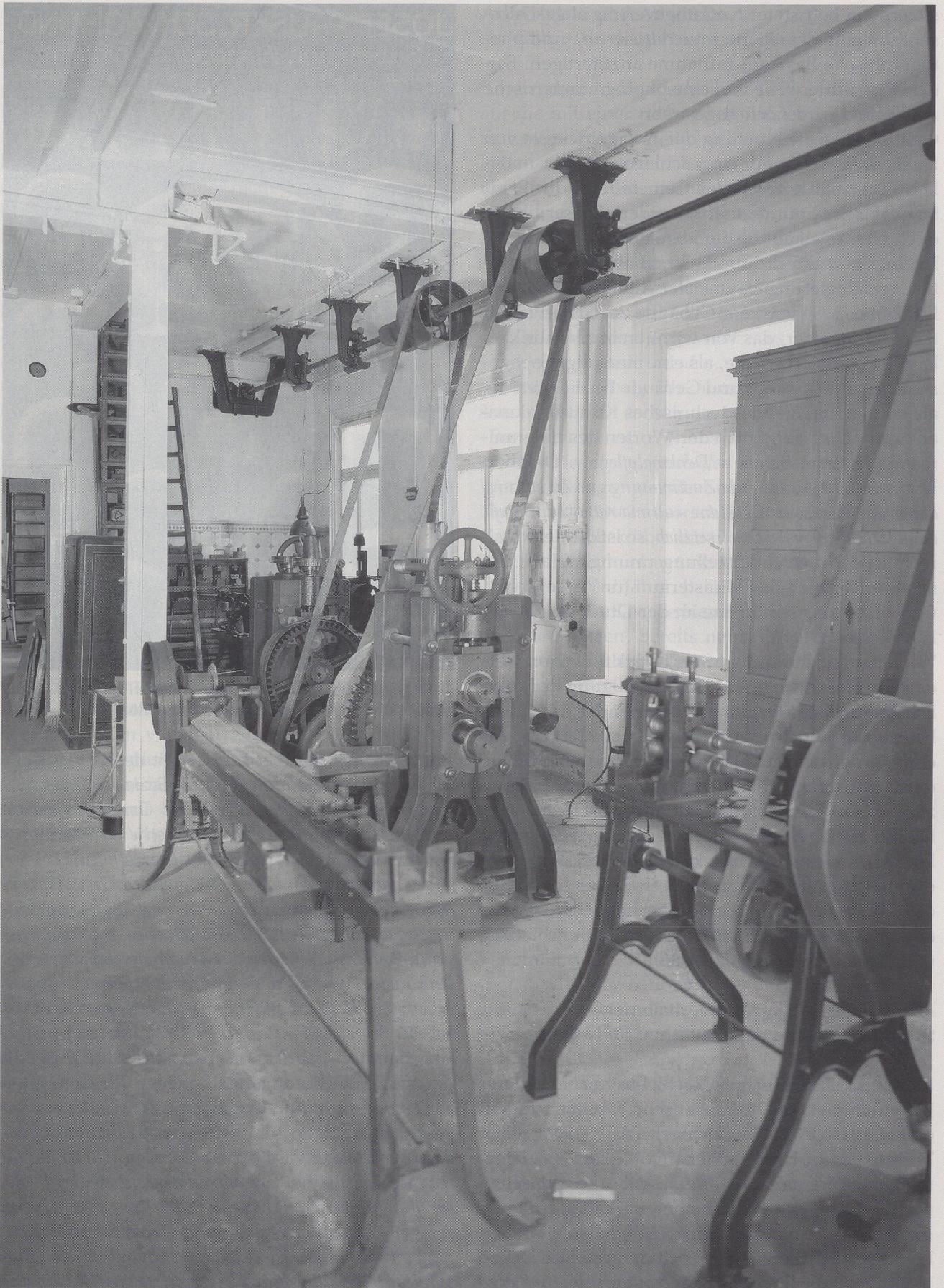
durch Werkzeuge und Maschinen sowie durch Rohmaterial, Halbgut und Fertigwaren werden einzelne Arbeitsschritte dokumentiert: Im Schmelzofen wird das Silber geschmolzen und die Legierung hergestellt. Die gegossenen Silberbarren werden unter dem Krafthammer zu Plantschen geschmiedet, um dann in den Walzwerken zu Blech gewalzt zu werden. Zur Drahtherstellung dient die Drahtwalze, sie wird ebenso wie die anderen Maschinen von einer zentralen Transmissionsanlage angetrieben. Auf der Ziehbank wird der Draht auf die gewünschte Stärke reduziert. Unter dem Fallhammer und den beiden Friktionsspindelpressen wird das Blech geprägt. Für Durchstoßarbeiten stehen eine Exzenterpresse und mehrere Balanciers (Handspindelpressen) zur Verfügung. Zur einfacheren Erzeugung von Gefäßen dient die Drückbank. Mit den Metallbandsägen und den Bandschleifmaschinen werden die Werkstücke zum Montieren vorbereitet. Zum Löten wird der Lötblasebalg benutzt, danach wird in der Glühesse ausgeglüht. Unedle Waren werden in galvanischen Bädern versilbert oder vergoldet. Mit der Kratzbank, der Schleif- und Poliermaschine werden die Oberflächen der Waren bearbeitet. Lotmühle, Rändelmaschinen, Bohrmaschine, Handwalzen und eine Shaping (Stoßmaschine) vervollständigen den Maschinenbestand.

Die vielfältigen, teilweise selbstgefertigten Werkzeuge der Silberschmiede und des Stahlgraveurs – Lagereisen, Hämmer, Schaber, Punzen, Riffel-, Nadel- und Bajonettfeilen – sind vollständig und in großer Zahl vorhanden, ebenso Entwurfs- und Musterzeichnungen. Im Comptoir sind die Geschäftsbücher, Schriftverkehr und Verträge archiviert. Dort befinden sich neben einer Palette der hergestellten Waren auch die dazugehörigen Kataloge und Preislisten. Kunden- und Arbeiterkarteien komplettieren die Einrichtung des Comptoirs.

Eine museale Nutzung bietet sich an – doch die Stadt zögert mit dem Ankauf

Es bietet sich an, hier die «Arbeit in der Fabrik» zu zeigen, denn es ist bei weitem mehr als nur eine Werkzeug- und Maschinensammlung. Hier könnten die Arbeiten in einer Silberwarenfabrik nicht nur darstellbar, sondern auch Produktionsabläufe nachvollziehbar gemacht werden. Werkzeug kann hier in die Hand genommen, Maschinen können problemlos in Gang gesetzt werden. Die Transmissionen sind funktionstüchtig vorhanden.

Der Erhalt der Silberwarenfabrik Ott/Pauser in Schwäbisch Gmünd ist leider noch keineswegs gesichert. Bisher wurde von seiten der Stadt mit den Be-



Walzen der Maschinenfabrik Neher im Maschinensaal.

sitzern ein befristeter Nutzungsvertrag abgeschlossen, um eine detaillierte Inventarisierung und photographische Bestandsaufnahme anzufertigen. Beides liegt mittlerweile vor, eine photogrammetrische Aufnahme wird noch angestrebt.

Ob eine museale Nutzung der Anlage, wie sie von Fachleuten dringend vorgeschlagen wurde, möglich wird, hat letztlich der Gemeinderat der Stadt Schwäbisch Gmünd zu entscheiden. Dieser hat jedoch einen Ankauf bisher abgelehnt.

In einer gutachterlichen Stellungnahme von Architekt und Regierungsbaumeister Albrecht Bedal vom Dezember 1984 wird das Gebäude der Silberwarenfabrik Ott/Pauser, das von vornherein als Fabrikgebäude konzipiert wurde, als eine einmalige Sachgesamtheit aus Inventar und Gebäude bezeichnet, die als ein herausragendes technisches Kulturdenkmal anzusehen ist. Folgt man den Worten des Innenministers Dietmar Schlee – *Denkmalpflege* –, Oktober/Dezember 1984, daß *jede Zustimmung zur Zerstörung denkmalpflegerischer Substanz «ultima ratio» sein muß, denn jedes Denkmal ist unersetzlich*, so ist die denkmalrechtliche Unterschutzstellung unumgänglich, um so mehr als auch das Ministerium für Wissenschaft und Kunst reges Interesse an der Ott/Pauser'schen Fabrik zeigt.

Wie ein möglicher Ankauf der Fabrik finanziert werden kann, ist noch offen. Eine Beteiligung der kürzlich gegründeten Denkmalstiftung Baden-Württemberg wäre jedoch wünschenswert. Bedingung für eine Förderung durch diese Stiftung ist allerdings, daß Gemeinden oder Bürgeraktionen Konzeptionen zur Nutzung und Mitfinanzierung vorlegen.

Die zuständigen Behörden werden jedenfalls seit kurzem von einem Arbeitskreis unterstützt werden, der in Schwäbisch Gmünd ins Leben gerufen worden ist. Der «Förderkreis Städtisches Museum» hat eine Arbeitsgruppe gebildet, die sich mit Erhaltung und Nutzung der Fabrik befaßt.

«Einmaliges Ensemble innerhalb der Schmuckindustrie des deutschen Südwestens»

Ein Denkmal der Technikgeschichte von besonderer Bedeutung ist die Ott/Pauser'sche Fabrik nach dem einhelligen Urteil der Fachwelt. Aber nicht allein Technikgeschichte, sondern vor allem Sozialgeschichte und ganz besonders die ökonomischen und ökologischen Folgen einer stark ausgeprägten Branche in einem begrenzten lokalen Rahmen könnten hier überaus plastisch dargestellt werden. In einem Gutachten des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim – Dr. Gabriele Wohlauf und Dr. Rainer Wirtz vom Februar 1985 – wird be-



Katalogblatt aus dem Sortiment der Josef Pauser KG, die hauptsächlich Kleinsilberwaren herstellt.

tont, daß sich darüber hinaus mit der Ott/Pauser'schen Fabrik *nicht nur ein für die Sozial-, Wirtschafts- und Technikgeschichte Schwäbisch Gmünds, sondern auch für die Edelmetallwarenindustrie Württembergs zentrales und exemplarisches industriegeschichtliches Ensemble veranschauen läßt . . . Unter den Gesichtspunkten technischer-, sozial-, wirtschafts- und alltagsgeschichtlicher Forschung stellt sich die Silberwarenfabrikationsstätte Pauser in Schwäbisch Gmünd als einmaliges Ensemble zur Demonstration historischer wie auch gegenwartsbezogener Technik-, Arbeits- und Alltagswelt innerhalb der Schmuckindustrie des deutschen Südwestens dar. Arbeiter und Fabrikanten, Repräsentanten der in der Industrialisierung entstandenen Klassen, müssen letztendlich den Ausgangspunkt aller industriegeschichtlichen Forschung bilden. Dabei muß die Industriearchäologie jedoch – wie es Hermann Glaser formuliert hat – zu allererst vom Material ausgehen und die Bearbeitung einbeziehen. Das zur Bearbeitung nötige Werkzeug und dessen Funktion, aber auch das Funktionieren, muß untersucht werden. Ebenso die Kraftquelle aller Stufen des Herstellungsprozesses, das Transportsystem und die Verteilung. Neben dem Material steht aber vor allem der von der Industrie geprägte Mensch im Zentrum, mit*

seinen Abhängigkeiten und Verstrickungen. In diesem Zusammenhang bietet sich mit der Silberwarenfabrik Ott/Pauser für Schwäbisch Gmünd die unvergleichliche Chance, ein unverfälschtes Zeugnis des Lebens und Arbeitens des 19. Jahrhunderts der Nachwelt zu erhalten. Dies besonders, da in Schwäbisch Gmünd eine Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung bisher nicht geschrieben wurde. Der hier bis ins kleinste erhaltene Produktionsbereich ist die Basis, auf der das Arbeiten, aber auch die ökonomische, soziale und politische Lage des Arbeiters dargestellt werden kann. So kann, um ein Beispiel zu nennen, anhand der Arbeitsplätze der Poliseusen die spezifische Problematik der Frauenarbeit aufgezeigt werden. Das Polieren hatte sich mit der zunehmenden Arbeitsteilung während der Industrialisierung als spezialisierter Beruf herausgebildet, der nur von Frauen ausgeübt wurde. Die vielfache Belastung der arbeitenden Frau durch Fabrikarbeit, Haushalt, Kindererziehung etc. kann hier überzeugend vermittelt werden.

Selbst anhand der Produkte läßt sich der Wandel in der sozialen Struktur Gmünds darstellen. Trotz der Maschinisierung der Produktion blieb aufgrund des kunsthandwerklichen Anspruchs eine Fertigung «wie von Hand» oberste Maxime: war der Vater noch Silberschmied, so lernte der Sohn bereits Mechaniker und stellte Maschinen und Maschinenteile her, mit denen versucht wurde, Handarbeit bestmöglich zu kopieren. Den sich im Verlauf zunehmender Industrialisierung aus dem zünftischen Handwerksberuf Silberschmied herausbildenden, aufgrund der Arbeitsteilung spezialisierten Berufen wie Presser, Walzer, Finierer etc. haftete zwar noch ein handwerkliches Ethos an, sie stellten aber industriell gefertigte Massenware her und waren gemäß ihrer sozialen Situation: Arbeiter. Das ausgeprägte patriarchalische System in Schwäbisch Gmünd sowie die Infrastruktur mit vielen Kleinbetrieben und nur sehr wenigen großen Fabriken ließen soziale Unterschiede nicht deutlich hervortreten. Nichtsdestotrotz bildete sich auch hier mit nur geringer zeitlicher Verzögerung – im Vergleich zu Württemberg – eine politisch aktive Arbeiterschaft: Arbeiterbildungsverein, Konsumverein, Gewerkvereine und Krankenvereine der Gold- und Silberarbeiter sowie der Presser waren die ersten Arbeiterorganisationen.

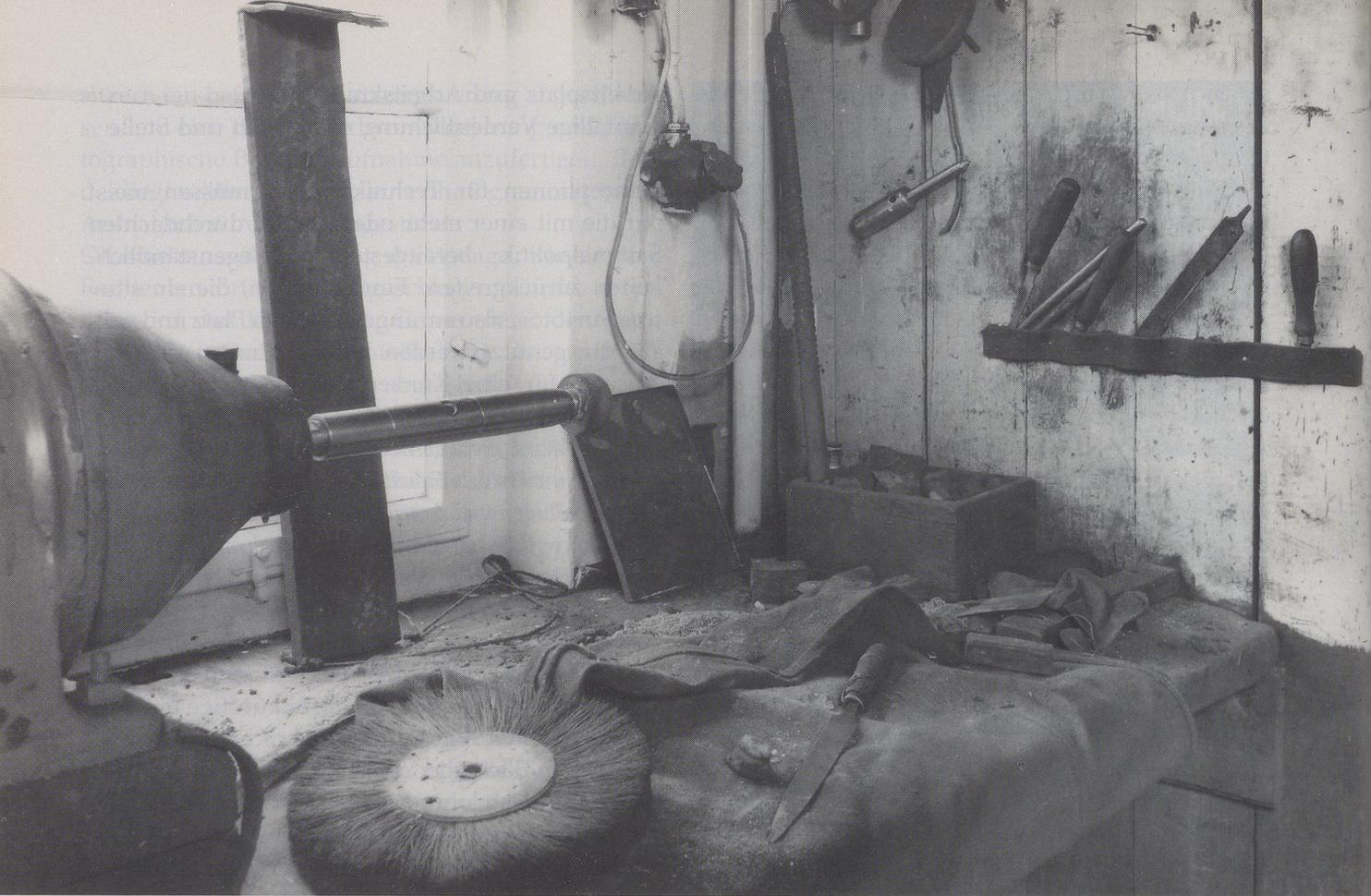
Auch bürgerliche Lebensformen sind in der Ott/Pauserschen Fabrik darstellbar: Die Wohnung und deren Möblierung aus der Gründerzeit dokumentieren die Lebensverhältnisse der Gmünder Fabrikantenschicht.

Arbeitsplatz und Arbeitskraft –
sinnfällige Verdeutlichung nur an Ort und Stelle

Konzeptionen für Technikmuseen müssen meist auf die mit einer mehr oder minder durchdachten Sammelpolitik bereitgestellten Gegenständlichkeiten zurückgreifen. Einrichtungen, die «in situ» und «in toto», also am angestammten Platz und vollständig genutzt werden können, tragen dagegen Ansätze für eine Konzeption bereits in sich. So schreibt Albrecht Bedal über die Silberwarenfabrik Pauser: *Wird die Fabrik zum Museum erklärt, kann durch die unzerstörte Erhaltung der Anlage, ohne daß Geräte, Maschinen und Arbeitsplätze aus ihrer gewachsenen Umgebung gerissen werden, eine wahrhaftige, ungeschönte Darstellung der historischen Arbeitswirklichkeiten präsentiert werden, so wie es niemals von einem «Sammelmuseum», z. B. dem Technischen Landesmuseum in Mannheim, geschaffen werden könnte.*

Wenn Überlegungen über eine zukünftige museale Nutzung der Ott/Pauserschen Fabrik angestellt werden, ist ein Blick über die Grenzen in das Nachbarland Frankreich lohnenswert. Dort wurden seit Beginn der 1960er Jahre, basierend auf konzeptionellen Entwürfen George Henri Rivières für ethnographische Museen, bereits neun Projekte unter dem programmatischen Namen «Ecomusée» verwirklicht. Das Präfix Eco- steht hier sowohl für Ecologie als auch für Economie. Unverständlich bleibt, warum das Konzept «Ecomusée» in der Bundesrepublik bisher nur von einem kleinen Fachpublikum rezipiert wurde, um so mehr als «Ecomusée» nicht etwa eine grundsätzlich neue Art von Museum bedeutet. Vielmehr liegt das innovative Moment dieses französischen Ansatzes in der Vernetzung von kultur-, sozial- und technikgeschichtlich bedeutsamen Objekten einer Region, dazu können z. B. gehören: ein Stahlwerk, das dazugehörige Kanalsystem, das alte Schulhaus in der Arbeitersiedlung, ebenso wie Informationen über die Folgen der Stahlindustrie auf Natur und Landwirtschaft.

Vernetzung heißt hier aber auch, nach Wassilia von Hinten, daß sich *der instrumentelle Charakter des Ecomusée in seinen drei Grundfunktionen als Laboratoire, Conservatoire und Ecole, das heißt als Forschungs-, Erhaltungs- und Bildungseinrichtung äußert.* Nimmt man die Anregungen auf, die dieses französische Modell bietet, und entwickelt ein modifiziertes Programm, das auf die Gmünder Verhältnisse bezogen ist, so müßten für eine komplexe Darstellung des Lebens und Arbeitens im Industriezeitalter auch weitere erhaltene Sachzeugen mit einbezogen werden. Dies könnten beispielsweise sein: Villa mit Garten und Pergola der Fabrikanten Ott, der Bahnhof, Fach-



Arbeitsplatz in der Schleiferei.

schule und Kunstgewerbemuseum, ebenso auch Lokale der Arbeiterorganisationen, das Haus der Gasarbeiter, Arbeiterquartiere und die Nebenerwerbs-Landwirtschaft der Pendler, die aus dem Umkreis teilweise bis zu zehn Kilometer zu Fuß zu ihren Arbeitsplätzen gehen mußten.

Da die Ott/Pauser'sche Fabrik eine in vielerlei Hinsicht überaus große Materialfülle birgt, bietet sie nicht nur ausreichend Stoff für weitergehende sozial- und kulturwissenschaftliche Untersuchungen, auch in Arbeitsfeldern wie z. B. Wirtschaftsgeschichte und Kunstgeschichte können Forschungen durchgeführt werden. Einige derzeit ungenützte Räume in der Fabrik ermöglichen Dauer- und Wechselausstellungen – nicht nur zu den oben genannten Schwerpunkten. Seminare können hier stattfinden, der Schulunterricht kann ins Museum verlegt werden.

Die gestalterische und inhaltliche Konzeption für ein mögliches Museum in der Ott/Pauser'schen Fabrik sollte auf dem ebenso vollständigen wie intakten Produktionsablauf als vorgegebener Leitlinie basieren. Aber nicht nur der Produktionsablauf selbst muß hier geschildert und «arbeitend» vorgeführt werden, sondern darüber hinaus können kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge erklärt werden: dort, wo sich das Arbeitsbuch, die Fa-

brikordnung und die Stempeluhr befindet, muß auch die Arbeitszeit und die Arbeitsdisziplinierung behandelt werden; anhand der Pressen, Walzen und Transmissionen kann nicht nur die harte körperliche Arbeit und die Unfallgefahr, sondern auch die Selbsthilfe der Arbeiterschaft in den Krankenvereinen gezeigt werden. Somit muß die Darstellung von Arbeit in der Fabrik Grundlage sein zur Verdeutlichung dessen, was das Leben im Industriezeitalter bestimmt hat.

Literatur

- EVARD, MARCEL: Le Creusot – Montceau-les-Mines: The life of an ecomuseum, assessment of ten years. In: *Museum*, Vol. XXXII, No. 4/1980
- GLASER, HERMANN: Industriekultur und demokratische Identität. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Beilage zur Wochenzeitung «Das Parlament», B 41–42/81, 10. Oktober 1981
- HINTEN, WASSILIA VON: L'Ecomusé. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 78. Jahrgang 1982
- KORFF, GOTTFRIED: Die «Ecomusées» in Frankreich – eine neue Art, die Vergangenheit einzuholen. In: *Die Zukunft beginnt in der Vergangenheit: Museumsgeschichte und Geschichtsmuseum*. Hrsg. vom Historischen Museum der Stadt Frankfurt am Main, Gießen 1982
- ROTH, MARTIN / VOGEL, KLAUS: Handwerk und Industrialisierung. In: *Gmünder Geschichtsblätter*, Jg. 1984, Nr. 5
- ROTH, MARTIN / VOGEL, KLAUS: Handwerkliche Tradition und Industrialisierung. In: *Baden-Württemberg*, 1/1984
- SCHERER, PETER (Hrsg.): *Das Gmünder Schmuckhandwerk bis zum Beginn des XIX. Jahrhunderts*. Schwäbisch Gmünd 1971